

Schubarts Leben

Christian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. März 1739 zu Obersonthem in der Grafschaft Limburg als Sohn des dortigen Kantors, Präceptors und Pfarrvikars geboren, der 1740 nach Alen als Präceptor und Musikdirektor übersiedelte und nach vier Jahren zum Diakonus vorrückte. Seine Eltern und Vorfahren stammten zwar aus Franken. Schubart selbst aber war in Schwaben geboren und aufgewachsen, er selbst hat sich immer als Schwaben betrachtet und die Schwaben als „herzige“ und „biedere“ Leute verherrlicht, gelegentlich auch einmal getabelt. Sein Gang zu Extremen und seine theosophische Aber sind eher schwäbisch als fränkisch. Zudem ist er ein ächter Sohn Alens, dieser durch und durch schwäbischen Stadt. Er selbst leitet seinen Sinn für die Musik, für die schöne Natur, sein altdeutsches biederer Wesen und seinen lauten herben Ton von seinem Aufenthalt in Alen ab; auch hatte er für seine Vaterstadt immer eine besondere Vorliebe, und diese fühlte sich durch Schubarts Ruhm nicht wenig geehrt, verwandte sich auch lebhaft für seine Befreiung vom Hohenasperg. Jetzt noch zeigt man in Alen das Schubartshaus und eben gegenwärtig wird eine nach ihm benannte Straße, beim jetzigen Diakonathaus von der Hauptstraße ablenkend, angelegt. —

Seinen Vater schildert Schubart als einen kernhaften, ehrenfesten, jovialen und zur Wohlthätigkeit geneigten Mann; in dem Gedicht „Dank für die Harfe“ hat er sein Bild gezeichnet. Seiner Mutter rühmt er Einfalt und Mütterlichkeit nach. Bei dem Gedicht „Mutterherz“ hat sie ihm offenbar vorgeschwebt.

In seiner ersten Kindheit galt Schubart für dumm und schläfrig; in seinem siebenten Jahre konnte er weder lesen noch schreiben; aber plötzlich sprang die Rinde, und in kurzer Zeit hatte er alle seine Mitschüler überholt. Besonders äußerte sich in ihm ein glückliches musikalisches Genie; im achten Jahr übertraf er seinen Vater, der selbst ein trefflicher Musiker war, im Klavier, sang mit Gefühl, spielte die Violine, unterwies seine Brüder in der Musik und setzte im neunten und zehnten Jahr Galanterie- und Kirchenstücke auf, ohne in allen diesen Stücken mehr als eine flüchtige Anweisung genossen zu haben. — Sehr früh entwickelte sich in ihm ein ausschweifendes Gefühlsleben. Er selbst

erzählt, daß er sehr oft, wie Götz, schauerliche Anwandlungen hatte und heimlich die Gräber seiner todtten Freunde und Bekannten besuchte, um dem schwülen, dumpfen Gefühle seines Herzens unter schwarzen Kreuzen, Tobtenkränzen und morschen Gebeinen Luft zu machen. „So wechselten, sagt er, in meiner Seele die Farben der Nacht und des Tages, die Bilder der Schwermuth und der Freude beständig, und daher läßt sich psychologisch erklären, wie ich nachher halb Tobtengefänge, halb Trint- und Freudenlieder machen konnte.“ Als zwölfjähriger Knabe lernte er durch einen seinem Vater befreundeten preussischen Werbsoffizier die fünf ersten Gesänge von Klopstocks Messias kennen. Von dieser Zeit an war und blieb er ein Verehrer Klopstocks. Den Messias lernte er fast auswendig; er weinte, zitterte, schauerte vor Freuden, wenn er Stellen daraus deklamirte. (Vergl. das Gedicht: in eine Messiasode.) Im Jahr 1753 wurde Schubart nach Nörblingen geschickt, um das dortige Lyceum zu besuchen. Mit seinen Anlagen und Fortschritten in der Wissenschaft war Rektor Thilo wohl zufrieden; aber er klagt in einem längeren Brief an den Diakonus über Schubarts Pöffen und Muthwillen, seine Platterhaftigkeit und Unbeständigkeit, seinen Umgang mit Handwerksburschen, von denen er unzünftige Nebenlerne. Schubart selbst gesteht, er sei in Nörblingen ohne Übung in der Konfession geblieben, außer mit einigen ländlichen Fiedlern, die nur seine Sitten verderbten. Schon damals dichtete er einige Volkslieder, wie den Schneide-der auf Reisen; sehr möglich, daß ihm ein Handwerksbursche den Stoff zu diesem Gedichte an die Hand gab. Eine damals von ihm auf das Erdbeben von Lissabon 1755 gedichtete schwülstige Ode ist verloren gegangen. Nach drei Jahren schickte ihn sein Vater nach Nürnberg, wo er die Schule zum heiligen Geist besuchte. Er kam in derselben Woche an, wo der siebenjährige Krieg ausbrach. Die Eindrücke dieser Zeit prägten sich tief in seine Seele; seine lebenslängliche Begeisterung für Friedrich den Großen und Preußen nahm damals ihren Anfang; seine Augen wurden auf politische Dinge gerichtet und sein Urtheil für dieselben geformt. Als der preussische General Maser 1757 mit einem fliegenden Corps Nürnberg nedte, lag Schubart beständig an seinem Dachladen und sah dem Flug der preussischen Husaren vor dem Thore zu. Die Lieder, die er damals dem alten Fritz und seinen Schaaren sang, wurden überall bekannt, gesungen, zum Theil gedruckt, sind aber verloren. Sein musikalisches Talent fand hier einen günstigen Boden; er erhielt sogar eine Stelle als Frühmesser und Organist. Dem mangelhaften Schulunterricht half er durch Privatleiß nach. Die Kunstschätze der Stadt weckten seinen empfänglichen Sinn; oft saß er mit einem seiner „Busenbrüder“ auf dem Grabmale Dürers oder auf dem Erbegräbniß seiner eigenen Vorfahren.

Er kehrte nach Hause zurück und bewog seine Eltern, ihn in Jena Theologie studiren zu lassen; aber unterwegs blieb er in Erlangen hängen; weiter nach Norden zu gehen, wo der Krieg tobte, war gefährlich. Anfangs studirte er fleißig, aber bald ergriff er nur das, was er tumultuarisch und ohne viele Mühe haschen konnte; er verwilberte immer mehr, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug sich herum; von Leidenschaft gepeitscht lebte er ohne Ordnung, Klugheit, Fleiß und Sparsamkeit. Zuletzt wurde er von seinen Gläubigern ins Gefängnis geworfen, aber auch hier dichtete er, und zwar keine Buß-, sondern Liebes- und Trinklieder, zwar mit Witz und Leichtigkeit gemacht, aber, wie Schubart später urtheilte, voll unbeschreiblichen Leichtsinns. Auch diese Gebichte wurden unter fremden oder ohne Namen gedruckt. Möglicherweise, daß manches Trinklied, das wir singen und dessen Verfasser unbekannt ist, von Schubart herrührt. Ein in Erlangen als Herrnhuter bekannter Bürger schickte ihm ins Karzer ein Bett und versprach ihm seinen Beistand. Schubart war kaum los, als er zu seinem Wohlthäter flog und ihm dankte. Er lächelte und sagte: „Herr Schubart, Sie sind krank, und dieser Mann könnte Sie kuriren.“ Er wies auf Steinhofers Predigten, die offen vor ihm lagen. Schubart merkte dies, drückte ihm dankbar die Hand und ging, von seinem Seufzer begleitet: „Gott wird sich Ihrer erbarmen.“ Seine Eltern, die in beschränkten Umständen lebten, riefen den verlorenen Sohn nach Hause zurück. Seinen Vater, der ihn unwillig empfing, wußte er durch sein Lateinreden, philosophisches Räsonniren, glänzendes Klavierspiel und seine Predigergabe zu besänftigen.

Bald darauf sehen wir ihn als Hauslehrer bei einem reichen Dekanomen in Königsbrunn; er füllte aber seine Stelle schlecht aus, denn, „wer selbst keine Erziehung genossen hat, kann unmöglich andere erziehen wollen“. Um so mehr glänzte er als angenehmer Gesellschafter und Virtuose auf dem Klavier und — sogar auf der Kanzel, wo er einmal eine ganze Predigt in Versen hielt. Bald überließ Schubart seine Stelle einem seiner Brüder, zog wieder nach Alen, wo er seinen Vater unterstützte, dichtete eine verloren gegangene Ode auf den Fürst-Bischof von Ellwangen unter dem Titel „der gute Fürst“, wurde von diesem huldreich belobt und belohnt und hatte die Aussicht, von diesem Gönner, der auch protestantische Pfarreien zu vergeben hatte, einmal eine einträgliche Pfarrstelle zu erhalten. Als er aber einen Ruf als Präceptor (d. h. Schulmeister mit dem Titel Präceptor, weil Schubart ein Stubirter war) und Kantor nach Geislingen erhielt, zog er in dieses umfischte Städtchen und schloß bald ganz nach seiner Weise eine überstürzte Heirath mit Helena, Tochter des Oberzollers Büßler in Geislingen. Seine Gattin, die er in mehreren Liedern, besonders in

dem Gedicht „Der glückliche Chemann“ verherrlicht hat, brachte wenig Vermögen, aber ein Herz voll Liebe und Treue, die in den schwersten Schicksalsproben Stand hielt, einen praktischen, nüchternen Verstand, sogar eine gewisse Empfänglichkeit für höhere Bildung mit. „In der Galerie deutscher Dichtergattinnen gebührt ihr ein Ehrenplatz.“

Dennoch fühlte sich Schubart nicht glücklich. Sein Einkommen war gar zu ärmlich und er mußte noch dazu einen Theil dem alten, dienstuntüchtigen Schulmeister geben. Dagegen hatte er 120—150 Schüler täglich neun Stunden lang zu unterrichten, die Orgel zu spielen und die Leichen hinauszufingen. Eine schwere Aufgabe, bei der es an Märgen und Verdruß nicht fehlte. Was er so dann schmerzlich vermisse, war ein feiner Geist und feine Gaben entsprechender Umgang; da ihm nun geistreiche und witzige, wenn auch sittlich anrüchige Gesellschaften zeitweilig lieber waren, als tugendhafte Langweiler, so schloß er sich an einen talentvollen, aber überlächlichen Maler, Namens Schneider, an, wodurch er vielfachen Anstoß gab. Einmal konnte er auch, um dem häuslichen Glend mit dem sich gleichbleibenden Einkommen und der sich mehrenden Kinderzahl, so wie dem Einerlei des Schulunterrichts zu entgehen, zum Thore hinauswandern, um wie ein Anachoret in den benachbarten Wäldern und Dörfern mehrere Tage herumzuirren; im ganzen jedoch lag er seinem Beruf mit Ernst und Treue ob, studirte eifrig, suchte dadurch Versäumtes einzuholen und die Lücken seiner Bildung auszufüllen; und wenn ihm das nicht vollständig gelang, so führen wir zu seinen Gunsten an, was er seinem studirenden Sohn Ludwig schreibt: „Zu viel darfst du nicht lesen, sonst gute Nacht Originalität!“ Besser, müssen wir in seinem Sinne sagen, besser ein mangelhaftes Wissen mit Wahrung des kritischen Sinns und des selbständigen Urtheils, als ein mit den verschiedensten thörichten und gescheiden Einfällen und Hypothesen vieler Jahrhunderte, oft über einen einzigen Gegenstand, vollgepfropfter Geist, wobei man vor lauter fremden Meinungen keine eigene feste Ansicht faßt. Die rechte Mitte zu finden ist schwer. Im ganzen verdiente Schubart gewiß das Zeugniß, daß ihm vor seiner Verufung nach Ludwigsburg auf die herzogliche Weisung an das gemeinschaftliche Oberamt und den Magistrat zu Ludwigsburg, sich der Umstände und des Lebenswandels des Präceptor Schubarts zu Geißlingen¹⁾ genauer und zuverlässiger zu erkundigen, weilen verlaunten wollen, als ob derselbe dem Trunk allzusehr ergeben wäre, der Ulmer Magistrat am 23. Juni 1769 ausstellte: daß der bisherige Präceptor und Director Musices zu Geißlingen, Chr. Fr. Daniel Schubart, der dortigen Schule mit vielem Nutzen vorgestanden, die Kirchenmusik nach Wunsch versehen, auf der Orgel sowohl als auf der Violin und Votalmusik eine vorzügliche Stärke besitze, die Ranzeln zum öfftern

mit applausu betreten, auch annebens in der gelehrten Welt sich bekannt gemacht, und an seinem Lebenswandel, da er die seiner Jugend zugeschriebene menschliche Fehler auf geschehene Ermanungen ge bessert, nichts sonderliches auszusetzen sey etc.

Die literarischen Leistungen Schubarts in dieser Zeit waren eine Ode auf den Tod Franciscus des Ersten, römischen Kaisers, 1765, die in dieser Sammlung enthalten ist, eine Ode auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsraths Abbt in Blüdeburg. An seinen Herrn Vater in Ulm 1766, die Badkur 1766, Zaubereien 1766, Todesgefänge 1767. Die Ode auf Abbt, die Aufsehen erregte, konnte ich nirgends aufstreifen. Die Todesgefänge fanden starke Verbreitung. Schubart dichtete sie theils als Kantor bei Beerdigungen, theils aus Dank gegen Gott, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war; unsere Sammlung enthält eine Auswahl. Die Badkur ist unbedeutend. Die Zaubereien sind unter der Einwirkung Wielands entstanden, mit dem Schubart von Geislingen aus in brieflichen Verkehr trat und von dem er im Dichten bestärkt wurde.

Wir finden Schubart in Ludwigsburg wieder, wo er im Herbst 1769 gegen den Willen seiner Frau und seiner Schwiegereltern und gegen die Mahnungen und Ahnungen seines Innern als Organist und Musikdirektor angestellt wurde. Daß die Musik Schubarts gefährlichste Feindin war, die sich mit den bösen Dämonen in seiner eigenen Brust gar zu leicht verband, zeigt der Ludwigsburger Aufenthalt. Zuerst freilich ging alles gut; er suchte der Mahnung seiner Frau: „O Mann, werde ein Christ!“ nachzukommen, er trug noch den geistlichen Rock, las in Gellerts Moral und sammelte Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke, die er 1771 herausgab. Allein in Ludwigsburg, der damaligen Residenz des ausschweifenden und verschwenderischen Herzogs Karl Eugen, dem „deutschen Lampsakus“, der von allen Seiten auf ihn hereinstürmenden Versuchung auf die Dauer zu widerstehen, dazu war Schubart nicht der Mann. Bald legte er die geistliche Tracht ab, verweltlichte vollständig, fand an dem lustigen, französischen Ton immer größeres Wohlgefallen, war auch hier in der Wahl seines Umgangs unvorsichtig und ließ sich, wie freilich noch viele Weise, vom Wein und von Weibern bethören. Er hatte mit reizenden Klavierschülerinnen galante Abenteuer, und zwei derselben hinterließen ihm ein Andenken, das er unglücklicherweise einer Person mittheilte, die am ehesten damit hätte verschont bleiben sollen. Dazu verfeindete er sich mit dem Spezial Zilling, einem geistlosen und auf seine Amtswürde eifersüchtigen Pedanten, der ihm Stoff zu den heißesten Einfällen gab. Der lockere Dichter war Organist dieses Geistlichen; viele Zuhörer aber kamen mehr Schubarts Orgelspiel, als des Spezials Straf-

predigt zu lieb in die Kirche, ja manche erst zu den Nachspielen, die von den geistlichen allmählich in äußerst weltliche Melodien auszulaufen pflegten. Seine Frau lehrte zu ihren Schwiegereltern nach Geislingen zurück und Schubart lebte mit seiner Magd, Barbara Streicher von Alen, einem sehr wohlgebildeten und manierlichen Mädchen, allein in seinem Hause, machte sich aber des ehebrecherischen Umgangs mit ihr so verdächtig, daß ihn Zilling vor Gericht fordernte und ins Gefängnis brachte. Nach seiner Entlassung aus dem Thurm machte er sich durch ein Spottlied auf einen vielgeliebten Hofmann und durch eine Parodie der Vitanei vollends in Ludwigsburg unmöglich. Eine Spur jener Parodie findet sich nach meiner Ansicht in der deutschen Chronik 1776, 29:

„Vor Advokaten, die uns zwicken,
Vor Aerzten, die am Körper flicken,
Vor Bonzen, die mit Drachenblicken
Prophetisch uns zum Teufel schicken —
Behüt' uns, lieber Herre Gott!“

Der Bonze (natürlich Zilling) verband sich mit dem tugendhaften Herzog Karl und dieser gab dem leichtsinnigen Dichter am 21. Mai 1773 als adulterii tantum non convictus (des Ehebruchs so viel als überwiesen) den Laufpaß aus seinen Landen.

Mit einem Thaler in der Tasche pilgerte er, ohne Plan und festes Reiseziel, über die Grenze. Zunächst ging er nach Heilbronn, wollte von da über Ausbach nach Berlin, folgte aber der Einladung eines Planmachers nach der Pfalz und wanderte nun als Abenteurer und Schmarozer zwischen Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen hin und her. In Schwetzingen wurde er vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen; aber ein Tadel der Mannheimer Akademie, welche das Schooskind des Kurfürsten war, diesem von Nebelwollenen eiligst und in vergrößertem Maßstabe zugetragen, zog ihm dessen Ungnade zu. Er suchte nun im Bairischen sein Glück zu machen und sich bei der nach Aufhebung des Jesuitenordens unternommenen Neugestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens zu betheiligen. In dieser Absicht ging er mit dem bairischen Gesandten nach München. Bedingung aber seiner Anstellung im Bairischen war der Uebertritt zum Katholicismus. Schubart war schwach genug, diesen Uebertritt zu versprechen; aber sein besseres sitzliches Bewußtsein wehrte sich gegen die Ausführung seines Vorhabens. Noch mehr als in Mannheim und Schwetzingen war Schubart in München sehr oft mitten unter den rauschensten Vergnügungen eine Beute des tiefsten Trübsinns. Noch zu rechter Zeit half ihm ein Feind in Stuttgart aus der Klemme. Von einem angesehenen Manne in München über Schubarts frühere Aufführung befragt malte dieser ihn noch

schlimmer ab, als er sein mochte; ließ ihm nicht einmal das wenige Gute, das noch Feinde an ihm bemerkt haben wollten, und setzte sonderlich hinzu, daß er an keinen heiligen Geist glaube, und vorzüglich deswegen das Württembergische habe räumen müssen. (Anspielung auf eine Stelle in der Parodie der Litanei?) —

Auf dem Wege nach Stockholm kam er nach Augsburg und kehrte hier bei einem Bierwirth ein, der ein weitläufiger Verwandter von ihm war und in dessen Hause Abends die Weberzunft zusammenkam. Er setzte sich zu den Gästen, theilte sich ihnen mit und machte natürlich bald das größte Aufsehen unter ihnen. Seine Bekanntschaft breitete sich aus, man suchte ihn in Augsburg festzuhalten; auch ein Buchhändler kam und wünschte einen gangbaren Artikel für seinen Verlag von ihm; Schubart ging darauf ein und die deutsche Chronik war entstanden. Damit hatte Schubart seine wahre Bestimmung gefunden. Nicht zum Prediger, wie er später einmal seinem Sohn schrieb, war er geboren; nicht, daß er diesen Stand verließ, war der tollste Streich seines Lebens. Schubart mit seinem brausenden Ungestüm, seiner starren Sinnlichkeit, seinem unvorsichtigen Benehmen in Gesellschaften, seiner unüberwindlichen Amtsscheu und, was die Hauptsache ist, ohne feste Ueberzeugung, mit einem zur Kritik und zum Zweifel am kirchlichen Dogma, das er zu verkümbigen hatte, geneigten Herzen, Schubart im geistlichen Stand! Als Schriftsteller zu wirken, das Volk aufzuklären, deutsch-patriotische Gesinnung zu verbreiten — das war sein Beruf und das dazu geeignete Organ die deutsche Chronik. Die ersten Blätter wurden in Augsburg gedruckt; da er aber am Schlusse seiner Anzeige sagte: „Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von deiner Daurne und Freiheit nur diesen Hut voll!“ so stand der Bürgermeister von Ruhn im Senat auf und perorirte: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit: — nicht einmal eine Rußschale voll soll er haben.“ Und hiermit wurde der Druck in Augsburg untersagt und das Blatt bei Wagnern in Ulm gedruckt. Seinen musikalischen und bellamatorischen Talenten widerfuhr übrigens in Augsburg überall Anerkennung und Aufmunterung; er hielt Vorlesungen über musikalische und ästhetische Gegenstände, Künstler- und Gelehrtenvereine in seinem Hause, stellte zur Förderung der Liebhaberei für deutsche Literatur Lesestunden in Privathäusern und öffentlichen Sälen an. Er las anfangs die neuesten Stücke von Goethe, Lenz, Lesswitz und die Gedichte aus den Musenalmanachen mit eingestreuten Erklärungen vor und da er großen Beifall erhielt, so las er Klopstocks Messias. „Mein Deum, sagt er, war der schönste Musiksaal auf dem Bedenhause, und

da ich nebst einer natürlichen Anlage zum Vorlesen mich von Jugend auf darin übte, auch meinen Autor fast auswendig wußte, so war ich kein schlechter Rhapsode. Der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesange vermehrten sich meine Zuhörer; der Messias wurde reißend aufgelaufen; man saß in feierlicher Stille um meinen Lesestuhl her; Menschengefühle erwachten, so wie sie der Geist des Dichters weckte. Man schauerte, weinte, staunte, und ich saß mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß." Aber auch in Augsburg erwies sich Schubart als „problematische Natur". Er ließ sich beigegeben, von dem aufgehobenen Jesuitenorden in seiner Chronik zu behaupten, derselbe habe mehr geschadet als genützt, Ganganelli zu loben und über den Wunderthäter Casiner und seine Gläubigen sich lustig zu machen; da war er vor den Katholiken, besonders den Jesuitenschülern, seines Lebens nicht mehr sicher; einmal wurde sein Haus plötzlich mit Soldaten umstellt, seine Habe versiegelt, seine schriftlichen Sachen weggenommen, er selbst wurde von Soldaten im Zimmer bewacht; andere waren an die Treppen und die Hausthür gepflanzt. Am andern Tag bekam er zwar auf Betreiben der protestantischen Partei seine Freiheit wieder, aber seine Ausweisung konnten seine Freunde nicht hindern. Schubart wurde zum Bürgermeister von Rhem geführt, der ihm ohne Umstände ankündigte, daß er sogleich auf Befehl der hohen Obrigkeit die Stadt zu räumen hätte. „Und mein Verbrechen, Ihr Gnaden?" — Wir handeln nicht ohne Ursache, und das mag Ihnen genug sein. — Schubart wandte sich nun nach Ulm, wo seine Chronik verlegt wurde.

Als er unterwegs in Günzburg in die Gaststube eines Wirthshauses trat, fand er eine Schaar wohlbeleibter Pfaffen um einen Tisch herum sitzend beim Bierkrug. Eines seiner letzten Blätter lag vor ihm. Wild brüllten sie unter einander in ihrer rauhen Mundart: „Setz hand mer (haben wir) den Galgenkerl, den Schubart! Werden 'm wohl b' Zung rauschneida und da Räza (den Ketzer) lebendig verbrenna. Dann schreib, Hund!" Man kann denken, wie es Schubart zu Muth war, dessen Physiognomie bei so vielen von ihm umlaufenden Porträten nicht erkannt werden konnte. Er sammelte sich jedoch entschlossen genug, mischte sich unter die Lärmenben und schmähte auf sich selbst ärger und origineller als sie, so daß sie bald seinen Redefluß mit Lobsprüchen überhäuften. Ein preussischer Werboffizier, der sein Reisegesellschafter war, gab ihm einen andern Namen und so kamen sie unangefochten nach Ulm, wo der Preuze ihm beim Abschied auf die Schulter klopfte und ihn ermahnte: „Herre, sind Sie man gut preussisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun!"

Zu Anfang des Jahres 1775 befindet sich Schubart in Ulm, und hier beginnt die beste und glücklichste — leider nur gar zu kurze — Zeit seines Lebens. Die Stadt stimmte ganz zu seinen Wünschen. Nicht paritätisch wie Augsburg, sondern, wie Schubart selbst, evangelisch, nicht so klein wie Geislingen, das ihn beengte und presste, nicht so großstädtisch wie Ludwigsburg, das ihn verführte, reich an Denkmälern deutscher Kunst, unter ihnen voran das herrliche Münster, reicher noch an Geist und Bildung und an Menschen, die ihn verstanden und sein Naturell, weil es dem ihrigen verwandt war, begriffen. Dazu durch die Chronik, neben der noch andere Arbeiten in Prosa und Poesie hergingen (die trefflichen Gedichte: Der Bauer in der Ernte, Der Arme, In eine Messiasde, Froschkritik u. a. sind aus dieser Zeit), ohne Amtsjoch eine gesicherte Existenz; das angenehme Gefühl der Unabhängigkeit und wachsendes Ansehen nicht nur in der literarischen Welt, sondern in allen Kreisen des Publikums; zahlreiche Besuche durchreisender Notabilitäten, gleichgesinnte Freunde am Orte selbst und erneuertes häusliches Glück im Zusammenleben mit seiner Frau. — Eine hübsche Anekdote, die Strauß hier im Auszuge giebt, lautet in der Quelle (Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Johann Gottfried von Pahl, I. württ. Prälaten, Tübingen, 1840) also: „Eine mächtige Erregung empfing dieser Drang (der Drang, die von Gellert, Lessing und Haller vernommenen Töne wieder erklingen zu lassen) durch das Beispiel, das mir mein Landsmann (Pahl war in Alen geboren), der Dichter Schubart, gab, der damals durch sein glänzendes Kunsttalent und durch die Genialität, die Kraft und das Feuer seiner poetischen Erzeugnisse eines weitverbreiteten Ruhmes genoß und dessen Name nicht anders als mit patriotischem Stolz in meiner Vaterstadt genannt wurde. Man erzählte sich eine Menge Anekdoten von dem Muthwillen seines Jugendlebens; man konnte seine ungebrudten Gedichte aus dieser Zeit auswenbig; man wiederholte lange Stellen aus den Predigten, durch die er als Kandidat die Gemeinde erbaut hatte. Ich war etwa neun Jahre alt, als ich ihm, da er bei der Hochzeit seines Bruders, des dortigen Stadtschreibers, wieder nach Alen kam, als ein Knabe von guter Hoffnung vorgestellt wurde. Er legte seine Hand auf meinen Kopf und sprach mit seiner Stentorsstimme: „Gottfried! werde ein ganzer Kerl und mache deiner Vaterstadt Ehre, wie — setzte er mit seiner bekannten Eitelkeit hinzu — wie ich!“ Diese Worte wirkten auf mich, als hätte sie ein Heiliger gesprochen; der Eindruck derselben wurde auch nicht geschwächt, als der Dichter unmittelbar darauf das Lessing'sche Gedicht: „Gestern Brüder! könnt ihr's glauben?“ unter Musikbegleitung sang und gräßliche Grimassen dazu schnitt.“ Ganz geordnet war freilich seine Lebensweise auch in Ulm nicht und sein

Freund, der Dichter Miller, sagte nicht umsonst manchmal zu ihm: „Schubart, du hast keine Grundsätze und kannst deine Existenz kaum fühlen, sie mag froh oder traurig sein! Werb' ein Christ, so ist dir's wohl.“ Die dritte Mahnung dieser Art. Seine starke Sinnlichkeit zu bändigen gelang ihm nicht. Ein Punkt jedoch scheint von ihm in seiner Lebensbeschreibung, wo er sich meistens zu schwarz malt, und vollends von seinen Feinden übertrieben worden zu sein, seine berufene Trunkliebe; wenigstens sagt D. A. Schultes in seiner Chronik von Ulm: „Er arbeitete viel und trank dabei auch viel, doch nicht unmäßig. Er konnte etwas ertragen.“ — „Er war Stammgast, heißt es weiter, in einem der ersten Gasthöfe, im Baumstark. Hier, aber auch in anderen Wirthshäusern, pflegte er seine „deutsche Chronik“ trinkend und aus einer meererschäumenen Pfeife dampfend zu diktiren. Sie erschien zweimal in der Woche in Octav, je einen halben Bogen stark. Welch ein Gegenstand gegen unsre jetzigen Blätter!“ Obige Aeußerung ruht auf gutem Grunde; denn der Großvater des Chronisten, Schiffmeister Johannes Schultes, Rathsherr und württembergischer Stadtrath, geboren 1759, gestorben 1831, war damals im Jünglingsalter. Auf ihn beruft sich sein Enkel namentlich in betreff einer Geschichte, die ein Vorspiel von Schubarts Schicksal war und von der Schubarts Biograph Dr. W. C. Weber (im Anhang zu der Frankfurter Ausgabe von Schubarts Gebichten 1829) bemerkt: „Wir erzählen auf Treu und Glauben nach Schubart, der die Sache als notorisch aufführt. Wünschenswerth wäre eine altentmässige Darstellung derselben.“ Eine solche findet sich nach „Schubart in Ulm. Von D. Fr. Pressel; Ulm 1861“ in Wayermanns Nachrichten von Gelehrten aus Ulm; außerdem war der Großvater des Chronisten Schultes (nach S. 339 der Chronik) als achtzehnjähriger Jüngling Augenzeuge der — Hinrichtung des gleichzunennenden Unglücklichen und hat seinem Enkel öfters den Hergang erzählt. Joseph Nickel war in Derenstein, einem Dörfchen unweit Ulm, am 12. Mai 1750 geboren. Wegen seiner guten Anlagen wurde er zum Studium bestimmt. Er kam in das Benediktinerkloster in Wiblingen und von da nach Augsburg zu den Jesuiten. Aber die Theologie wurde ihm hier zuwider und er ging nach Dillingen,*) um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er that dieses mit Eifer, zugleich wurde er aber auch mit den Schriften Klopstocks, Wielands, Lessings und — Voltaire's bekannt. Einige Zeit studirte er auch in Freiburg. Als er nach Hause zurückkam, hielt sich gerade der Wunderthäter Pater Gafner in Söflingen auf, eine Menge Leute strömte dahin, lahme, krüppelhafte, epileptische.

*) Nach Schubart hätte Nickel in Tübingen studirt. Tübingen und Dillingen klingen ähnlich; wahrscheinlich aber ist Dillingen das richtige.

Nidel ließ seiner Entrüstung über diesen Unfug freien Lauf und erregte durch seine kecke Sprache großen Anstoß. Als er in der Folge mit Schubart bekannt wurde und offen für ihn Partei nahm, kam er in den Geruch eines Keizers. Am 26. April 1776 ging er mit einem Ulmischen Studiosus, Namens Konold, ins Klosterbräuhaus in Wiblingen; hier wurde er auf Befehl des Klosteroberamtmanns von Köferle festgenommen und ins Gefängnis geführt. Vergeblich bat Nidel um einen Bertheidiger, vergeblich, daß man das Gutachten einer Universität einholen möchte, er wurde zum Tode verurtheilt. Vor dem Amtshaus in Wiblingen wurde ihm eine Schrift verlesen, wornach er als Gotteslästerer, der sich gegen die göttliche Majestät, die heilige Mutter Gottes, den heiligen Joseph und besonders die heilige Magdalena verfühndigt habe, die Todesstrafe verdiene. Hierauf wurde er auf einer Anhöhe an der Iller enthauptet und dann verbrannt, wozu verwendet wurden 8 Klafter Holz, 200 Büschel Reisig, 160 Bund Stroh, 200 Pechfränze. Die Asche wurde in die Iller geworfen. Solches geschah im Jahre des Heils 1776, am ersten Juni, Morgens 8 Uhr. — Welch eine That! Und doch durfte die deutsche Chronik es nicht wagen, sie auch nur mit einem Wort zu berühren. Der Nächste, der braten muß, hieß es, ist der Schubart! Er erhielt Warnungen von Freunden, Drohungen von Feinden. Trübe Ahnungen und Träume beängstigten ihn. Er war auffallend ernst und stand meist schon um 10 Uhr vom Wirthstisch auf. Was ist dir? fragte ihn sein Freund Kapoll. „Ich sehe wieder im Traum die schwarzen Ruten, antwortete er; sie martern mich mit ihren Nägeln und wenn ich sie um den Tod bitte, so antworten sie: wir tödten nicht plötzlich, wir martern unsre Feinde langsam zu Tod.“ Kapoll wollte ihm den Traum weglassen, aber Schubart blieb dabei.*) —

Den 22. Januar 1777 kam der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren zu Schubart und lud ihn zum Mittagessen in den Baumstark. Er wußte Schubart bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit, zu fassen; auf dem Wege ins Wirthshaus fragte er ganz furchtsam: „Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen erweisen.“ — Und worin besteht der? — „Mein Schwager, der Professor B. von C., ist bei mir und wünscht Sie kennen zu lernen.“ — Der kennt mich ja schon von Stuttgart her,

*) Schon früher in der Neujahresnacht auf 1769, hatte Schubart einen ähnlichen Traum gehabt. Er fand sich in einer Wüste, von Scheusalen umtost; seinen Pfad hüllte Nacht; plötzlich zeigte ihm ein Blitz die Schrecken seiner Lage; er schrie, eine starke Hand griff nach ihm und stellte ihn auf einen mit Asche bedeckten Berg: durch die Asche mußte er zu einem Thurne raten, wo ihn ein Heer Gestalten in schwarzen Ruten höhnend bewillkommte und mit den großen Nägeln ihrer Finger zerfleischte.

und dazu muß ich morgen meine Chronik schreiben. — Doch ich gehe mit Ihnen: mein Chronikblatt soll dennoch fertig werden. — Er speiste mit seinem Todesengel, brachte den Tag ziemlich vergnügt zu, gab Abends ein Concert, trennte sich am andern Morgen von seinem kummervollen, Unglück ahnenden Weibe, er selbst vergoß Thränen (er gehörte überhaupt zu den thränenreichen Männern, von denen der griechische Vers behauptet, sie seien gut) und flog bald an der Seite seines Führers über beschneite Gefilde hin. Als sie eine Stunde von Ulm entfernt waren, veränderte der Amtmann so sehr seine Miene und Sprache, daß Schubart anfang, Argwohn zu schöpfen. Er war ein starker Mann, der Amtmann ein lebernes, ausgetrocknetes Männlein: was wäre leichter gewesen, als den Buben aufs Pflaster zu setzen und den Ulmischen Rutscher Rechtsrum zu kommandiren? „Warum thaten Sie es nicht?“ konnte man ihn später fragen. — „Ich schämte mich,“ war die Antwort, „und hielt meine Ahnungen für hypochondrische Grillen.“ Die Burgtrümmer bei Blaubeuren beschäftigten seine Phantasie, als der Schlitten vor dem Hause des Amtmanns hielt. Schon der Eintritt ins Zimmer verkündete nichts Gutes. Kein Willkommen, alles still wie in einem Leichenhaus. Er nahm ein Buch vom Gesimse — es war Sebalbus Nothanker. Da fielen ihm Chodowieckis Passionsphysiognomien mit neuem wirbrigem Eindruck ins Gesicht. Plötzlich öffnete sich die Thüre. Der Major von Barenbühler trat in Begleitung anderer herein und künbigte ihm auf Befehl seines durchlauchtigsten Herzogs Arrest an. „Ich hoffe,“ antwortete er, „der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“ Während dessen ging Scholl, der vom Herzog den schriftlichen Auftrag bekommen hatte, sich der Person Schubarts zu bemächtigen, mit seinem Weib im Zimmer herum und wimmerte: „Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid!“ Vor dem Hause hatte sich inzwischen neugieriges Volk geschaart, das der Abführung des Missethäters zuschauen wollte. Schubart fuhr zuerst nach Kirchheim unter Teck, wo er sein Nachtlager nahm und im Zimmer von lebernen Philistern bewacht wurde, die einander ins Ohr raunten: „Das ist der Schubart! der Malefizker! Man wird ihm 'nmal den Grind herunterfegen.“ Am andern Morgen wurde er auf Befehl des Herzogs auf die Festung Hohensperg gebracht. —

Hier fragen wir: Was war die Ursache seiner Verhaftung? Der kaiserliche Ministerresident, General von Rieb in Ulm, ein stolzer hochfahrender Mann, war auf ihn nicht gut zu sprechen, weil er einmal in einer Gesellschaft und Anwanlung einer Künstlerlaune sich weigerte, vor Sr. Excellenz den Flügel zu spielen, der ihm hierzu nicht gut genug war. Diesem einflußreichen Mann schilderten daher die

Pfaffen — und er hinwiederum der frommen Kaiserin und ihrem Ministerium — Schubart als einen Religionsverächter, überdies als einen gegen Oesterreich feindseligen Zeitungsschreiber, der auf dessen Kosten Preußen zu erheben suche. Eine Veranlassung, den Dichter zu fassen, fand sich bald. In der Chronik vom 6. Januar 1777 war zu lesen, Maria Theresia sei mitten in der anscheinendsten Gesundheit vom Schlage gerührt worden; zwar wurde diese Nachricht schon in der übernächsten Nummer widerrufen; dessenungeachtet sehen wir Schubart schon zehn Tage später verhaftet. Der kaiserliche Gesandte theilte seinen Plan mit Schubart dem Herzog Karl mit und dieser erbot sich, die Verhaftung Schubarts zu vollstrecken, weil er selbst nicht wenig an ihm auszusuchen finde; deswegen mußte Schubart von dem Gebiet der freien Reichsstadt Ulm nach dem württembergischen Ort Blaubeuren gelockt und dort verhaftet werden. Was bewog aber den Herzog dazu, da Schubart doch in des Herzogs Landen nicht geboren, noch Bürger geworden und zuletzt aus denselben ausgewiesen war? Sauer sagt: „Schubart stand von seiner Ludwigsburger Zeit her nicht im besten Andenken bei ihm; die Sticheleien (der Chronik) auf den Sklavenhandel, auf die Kinderlosigkeit der kleinen deutschen Fürsten, wobei der Herzog mit Namen genannt war, blieben ihm nicht verborgen; wichtige Epigramme wie das bekannte: „Als Dionys von Syrakus aufhören muß, Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein“, mögen auch am Hofe gehört worden sein: immerhin aber scheint es, daß noch ein tieferliegender Grund mitspielte.“ Allerdings; und zwar heißt dieser Grund, wie Strauß richtig ansetzt, Franziska von Hohenheim. Das Gedicht „An Guibal“ schildert eine Schönheit, die kaum eine andere als Franziska gewesen sein kann; es stammt aus der ersten Zeit der Chronik und scheint von Ludwigsburger Eindrücken herzurühren, die sich an ein etwaiges Zusammentreffen mit der Geliebten des Herzogs, chronologisch betrachtet, leicht anknüpfen lassen; daß die Schönheit nicht, wie in allen andern Liebesliedern Schubarts, mit Namen genannt und daß Karls Name im Anfang des Gedichtes erwähnt wird, so wie der Umstand, daß die Liebenswürdigkeit dieser Psyche, ihre Güte und Tugend so laut gepriesen wird — dies alles spricht für meine Auffassung. Das Verhältnis Franziska's zum Herzog hatte aber eine Rehrseite, die dem scharfsichtigen und zu spöttischer Kritik geneigten Dichter nicht verborgen bleiben konnte und die der Dame manche trübe Stunde bereitete. Sie war — eine tugendhafte, von ihren Zeitgenossen gefeierte Mätresse; die Lehren der Weisheit und Tugend nahmen sich bei ihr sonderbar aus, weil sie mit einem Fürsten, der einer der ausschweifendsten und sittenlosesten seiner Zeit war, in einem sittlich zweideutigen Verhältnis lebte, wobei freilich Schubart nicht merkte, daß er mit

Karl, dem Prediger der Tugend und Sittsamkeit vor seinen Akademisten, und mit Franziska in demselben Spital lag; auch er lehrte in seiner Chronik Sittsamkeit, altdeutsches Wesen, einfache Lebensweise, Bürgerthugend, Christeninn, und wurde nie ein Christ in dem Sinne, daß er, wie andere wohl durch Philosophie, durch das Christenthum Herr seiner Lüste und Leidenschaften geworden wäre. Er gab Franziska den Namen „Donna Schmergalina“ und wollte damit offenbar das eigenthümlich ansäuerliche, moralisirende Wesen, das besondre „Geschmäckle“, wie der Schwabe sagt (Schmergeln: ulmisch = nach Schmeer, Fett riechen), der tugendtsamen — Mätresse bezeichnen. „Geheimere Umstände brauch' ich und der Leser nicht zu wissen,“ sagt Schubart; dies ist = ich könnte sie angeben, aber ich habe meine guten Gründe, warum ich sie verschweige. Als Schubart in den Thurm geführt wurde, sah Franziska mit dem Herzog zu; auf die öfteren Verwendungen für den Gefangenen gab sie kühle Antworten; mit Mühe entschloß sie sich, wie man aus ihrem Schreiben an die Karsthin (Strauß II, 284) sieht, für Schubarts Freilassung zu wirken. Man lese namentlich das Gedicht: „Liebe im Kerker“, dann wird man begreifen, was für ein niedriger Beweggrund den Herzog trieb, den Dichter von seiner Gattin zu trennen und warum er neun lange Jahre diese nicht sehen durfte, während Mörder und Gallioten den Besuch der Strigen empfingen. Dem Dichter, der über des Herzogs Verhältniß zu einer Mätresse (vgl. den Brief an Haug vom 14. März 1775: des Herzogs Donna Schmergalina saß neben ihm, wie Marianne an Achmet's Seite) gespottet hatte, sollte das eheliche Zusammenleben mit seiner Gattin unmöglich gemacht werden. —

Dreihundertsiebenundsiebzig Tage sollte er hier in einem dumpfen, engen Mauerloch bei schlechter Kost und in völliger Einsamkeit verweilen, er, dem Gesellschaft und Gespräch Bedürfnis war. Am 3. Februar 1778 kam er auf Befehl des Herzogs in ein lustiges, trockenes, heiteres Zimmer mit schöner Aussicht; am 13. März 1778 empfing er auf die Verwendung seines alten Feindes und jetzigen geistlichen Vorgesetzten, des Spezial's Billing in Ludwigsburg, beim Consistorium vom Garnisonsprediger Payer das heilige Abendmahl, am 26. Juni 1778 waren Ravater und Hahn, der von dem Kommandanten Rieger, dem Helben von Schillers „Spiel des Schicksals“, ihm verordnete Seelenarzt, dem er zwei in unsrer Sammlung enthaltene Gedichte gewidmet hat, bei ihm. Am 23. Juli wurde er in ein anderes, etwas dunkleres Gefängniß gesperrt; neben seinem Zimmer wohnte Herr von Scheiblin aus Augsburg (vgl. das Gedicht „Selmar an seinen Bruder“), dem Schubart durch eine Oeffnung unterm Ofen, den sie unter sich gemein hatten, seine Lebensbeschreibung diktierte. Im Oktober vermehrten sich seine

Schwachheiten so sehr, daß er sein Ende vermutete. Er hatte kein Klavier, keine Tinte und Feder, nicht einmal einen Bleistift erlaubte man ihm. Am 14. November besuchte ihn Pfarrer Hahn, beantwortete seine Zweifel, prüfte seinen Seelenzustand und verordnete ihm eine vollständige geistliche Kur. Am 1. Februar 1779 erlaubte ihm der Herzog die Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes. Hahns Rür gelang; einen Gang zur Mystik und Theosophie hatte Schubart von Haus aus, dieser wurde nun gehörig gepflegt und systematisch geregelt — und wir finden hier die einzige namhafte Veränderung, die mit Schubart vorgegangen ist. Früher hatte er viel mit Zweifeln zu kämpfen; durch Nieger, der nicht viel Achtung verdient, und durch den auch als Mechaniker berühmten und durch und durch achtungswerthen Pfarrer Hahn wurde er ein bibelgläubiger Theologe, und der blieb er auch nach seiner Gefangenschaft.

Für seine Frau sorgte der Herzog durch einen Jahresgehalt von zweihundert Gulden und Schubarts Sohn und Tochter nahm er in die Akademie auf. Was in ihren Kräften stand, that die Frau, um die Befreiung ihres Mannes zu bewirken; aber alles war vergeblich. Einmal versprach der Herzog dem Gefangenen seine Befreiung ganz bestimmt; als die Frist verstrichen und Schubart immer noch Gefangener war, dichtete er im Jörn „die Fürstengruft“. Das Gedicht wurde dem Herzog bekannt und trug zur Verlängerung der Gefangenschaft seines Verfassers bei (vgl. das Gedicht mit der Anmerkung). Seine Vaterstadt verwandte sich für ihn; umsonst. An der Spitze des Raths stand bei diesem Anlaß Schubarts sechsundsiebzigjährige Mutter und fiel dem Herzog zu Füßen; umsonst. Beim Heidelberger Jubiläum (1786), hielt die ganze Akademie bei dem anwesenden Herzog für Schubarts Freilassung an; umsonst. Schubart selbst schreibt (Strauß II, 180), Goethe, Lavater, Rampe, Deinet, Razner und eine Menge von Gelehrten und fürsichlichen Personen haben sich für ihn verwendet; alles umsonst. Doch wurde seine Gefangenschaft gegen Ende des Jahres 1780 leichter; er bekam die Freiheit, Briefe zu schreiben, jedoch unter Niegerscher Censur, wahrscheinlich auch das lang ersehnte Klavier und zuletzt Festungsfreiheit d. h. Erlaubniß, innerhalb der Ringmauern der Festung sich frei zu bewegen und mit jedermann zu sprechen. Viele kamen jetzt, um Schubart zu besuchen, unter andern auch Schiller, dessen Zusammentreffen mit Schubart Nieger zu einer Mystifikation benutzte, die man bei Palleske: Leben Schillers, I, 250 nachlesen mag. Wichtiger ist, daß ohne Zweifel der Gedanke an den eingethürmten Dichter den Verfasser der Räuber nach seinem Konflikt mit dem Herzog bewog, sich einem ähnlichen Schicksal durch die Flucht zu entziehen. — General Nieger, halb Pietist, halb Weltmann, immer aber brutal und eigenmächtig, komman-

birte auch den außerdienstlichen Zeitvertreib der Soldaten und zu diesem Ende mußte Schubart Singspiele, Komödien verfertigen und den Soldaten einstudiren; es erstand auf dem Asberg eine förmliche Bühne, die bisweilen selbst vom Hof und vom Herzog besucht wurde. Von Nieger erlöste ihn dessen plötzlicher Tod im Mai 1782; die folgenden Kommandanten, Scheler und Hügel, waren milder und freundlicher. Im Jahr 1785 durfte er seine gesammelten Gedichte — und bald auch seine Liederkompositionen — herausgeben, wovon der Herzog, da sie in der Buchdruckerei der Hohen Karlschule erschienen, einen Profit von 2000 fl. bezog, während der gefangene Dichter froh sein mußte, für sich die Hälfte dieses Betrages herauszuschlagen. —

Im Juli desselben Jahres durfte endlich Schubarts Gattin mit den Ihrigen einige Tage bei dem Gefangenen zubringen (vgl. das Gedicht: „Der glückliche Chemann“). Endlich brachte ihm eines seiner Gedichte seine Befreiung. Der Hymnus auf Friedrich den Großen, im März 1786 entstanden und im selben Jahr im zweiten Band der akademischen Sammlung der Gedichte erschienen, hatte einen ungeahnten Erfolg. Von einem in Berlin veranstalteten Einzelbrude wurden am Tage der Ausgabe 7000 Exemplare verkauft; die Wache vor dem Hause mußte dem Andrang weichen; eine Schubartbegeisterung ergriff die Nation und endlich legten sich Personen der königlichen Familie und Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., selbst ins Mittel; am 11. Mai 1787 erschien Karl mit Franziska auf dem Asperge und erklärte bei der Parade plötzlich: „Schubart, Er ist frei.“

Er wurde nun mit einem ansehnlichen Gehalt Hofdichter und zugleich Direktor des Schauspiels und der deutschen Oper. Sein Hauptgeschäft war die Fortsetzung der Chronik, die er nun „Vaterländische Chronik“ und seit 1790 „Chronik“ schlechtweg nannte, weil sie sich fortan, ohne dem engeren Vaterlande ungetreu zu werden, vorzugsweise mit dem begonnenen Drama der französischen Revolution beschäftigte. So sehr er jetzt sich für diese große Begebenheit begeisterte und so feurig er die Neufranken pries, so dürfen wir daraus durchaus nicht auf eine im innersten Grunde revolutionäre Gesinnung des Dichters schließen; die äußere Ähnlichkeit mit Danton darf uns nicht zu diesem überreifen Schlusse verleiten. Bei längerem Leben hätte Schubart gewiß den politischen Entwicklungsgang seines gefeierten Klopstock durchgemacht, der zuerst für die Revolution schwärmte, um sie nachher zu verdammen; überdies finden wir in der Chronik Stellen in Poesie und Prosa genug, welche die Ausartungen der Staatsumwälzung bebauern und über Freiheit und Fortschritt sich auf eine Weise aussprechen, wie sie sich für einen deutschen Patrioten und einen Geschichtskenner ziemt. Im übrigen war jetzt Schubarts geistige Kraft gebrochen. Augsburg und

Ulm hatten noch die Arbeiten über Clemens XIV. und das Leben Jaffards, eines bairischen Gelehrten und Staatsmanns, gebracht; in verschiedenen Zeitschriften waren Aufsätze literar-kritischen Inhalts erschienen, die ihn als den bedeutendsten Kritiker Süddeutschlands in jener Zeit zeigen, wie ihn Bernhard Seuffert (in der literarischen Beilage der Karlsruher Zeitung, 1879, Nr. 27) mit Recht nennt. Unter den Erzählungen der Ulmer Zeit ist der „Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens“ dadurch sehr merkwürdig, daß sie seinem Landsmann Schiller den Stoff zu seinen Räubern geliefert hat; vom Asperg stammen die Lebensbeschreibung und die Aesthetik der Tonkunst; die vielen Komödien, Tragödien, Singspiele, die er hauptsächlich auf Niegers Geheiß verfaßte, sind verloren gegangen. Nach dem Asperg setzte er fast nur noch seine Chronik fort, die aber wenige Spuren des alten Feuers zeigte und ihn bei aller Vorsicht, die er beobachtete, doch in verschiedene Unannehmlichkeiten verwickelte. Er lebte den Tag über gewöhnlich im Kreise seiner Familie als gemüthlicher Gatte und Vater, Abends war er im Gasthof zum Adler in Stuttgart zu finden, wo er eine Menge Gäste hinzog. Unter diesen zeichnete sich durch herben Naturwitz und durch seine Leistungen im Trinken sein Galstaff, Schieferdecker Baur, aus (vgl. das Epigramm auf ihn), der nach beendetem Gelage, um sich in der Zahl der getrunkenen Flaschen nicht zu irren, die bei jeder Flasche eingesteckten Pfröpfe herauszog und zusammenzählte. Aber der Abstand zwischen dem Asperg, wo er täglich zwölf Kreuzer zu verzehren hatte, und diesem neuen Leben war zu stark, als daß Schubarts Natur ihn hätte aushalten können. Er wurde dick und träge, machte sich zu wenig Bewegung und nahm zusehends ab. Gegen den Herbst besiel ihn ein Schleimfieber; schon war er beinahe genesen, als ein Rückfall ihn aufs neue niederwarf. Am 10. Oktober 1791 starb er im Alter von 52 Jahren 6 Monaten 14 Tagen, und wurde am zwölften auf dem Spitalkirchhofe (dem sogenannten Hoppelau) begraben. Kein Denkmal bezeichnet sein Grab; drei kleinere Denkmäler sind ihm in Obersontheim, Geißlingen, Ulm errichtet. In seinem Geburtsort hängt am Schulhause eine Tafel mit der Inschrift: „In diesem Haus ist der Dichter Schubart geboren den 26. März 1739.“ Am Geißlinger alten Schulhaus bei der Kirche hat er eine Gedenktafel, deren Ueberschrift lautet: „Schubart lehrte von 1763—69 a. d. Schule.“ Damit Ulm nicht zurückblieb, hielt Professor Pressel, jetzt Rektor in Heilbronn, 1861 einen sehr anspendenden Vortrag über „Schubart in Ulm“, den wir oben mehrfach benützt haben. Der Redner ließ ihn drucken und von dem Erlös dem Dichter eine weiß-marmorne Gedenktafel an dem Haus, das er in Ulm bewohnt hatte (Roth'sche Apothek), setzen. — Schubarts Gattin lebte nach dem Tode ihres Gatten in ärmlichen Um-

fanden zuerst in Tübingen, nachher in Stuttgart, wo sie, erkrankt, im sogenannten Pflegehause, einem Hospital für kranke Hofdiener, am 25. Januar 1819, sechsundsiebzigjährig, ihr kummervolles Dasein beschloß. — Der Verräther Schubarts, Klosterantmann Scholl von Blaubeuren, der wegen „seiner Frau und 11 lebendigen Kindern“ die Unthat übernommen hatte, starb, ohne die vom Herzog versprochene „convenable Translocirung“ auf eine bessere Stelle erhalten zu haben, verachtet und angefeindet, in hohem Alter zu Blaubeuren. —

Das beste Denkmal für Schubart wäre eine genaue, kritisch geprüfte und berichtigte Ausgabe seiner Werke und namentlich seiner Gedichte gewesen; aber gerade da fehlt es. Sein Sohn Ludwig (geboren 1766 in Geislingen, 1789 preussischer Legationssekretär, 1792 pensionirt in Stuttgart, wo er „Schubarts Charakter von seinem Sohn Ludwig Schubart 1798“ herausgab, gestorben 27. December 1811) sammelte seines Vaters vermischte Schriften, die 1812 nach L. Schubarts Tode in zwei Bänden zu Zürich erschienen. Dieselben enthalten gar mancherlei, aber von bedeutenden Erzählungen und Aufsätzen, wie „Kritische Skala der vorzüglichsten deutschen Dichter“ gar nicht die Angabe der Zeitung oder Zeitschrift, worin sie zuerst erschienen, und in den Auszügen und Stellen aus Schubarts Chronik werden nur die Jahrgänge 1774, 1775, 1776, 1789 berücksichtigt. In der Scheible'schen Ausgabe von Schubarts Werken kamen dann im achten Bändchen als dritter Theil der vermischten Schriften die „im Jahre 1840 gesammelten und mit einigen Gedichten vermehrten“ Auszüge aus den Jahrgängen 1787, 1788, 1790, 1791 hinzu. Ganz irreführend ist hier der Zusatz: „mit einigen Gedichten vermehrt“; denn die in diesem nachgeborenen Theil der vermischten Schriften enthaltenen Gedichte sind eben aus den genannten Jahrgängen der Chronik genommen. — Noch schlechter ging es mit Schubarts Gedichten. Schubart ging mit denselben von jeher (vgl. oben), schon in Nördlingen, Nürnberg, Erlangen höchst nachlässig um. In Augsburg und Ulm rückte er manches Gedicht in seine Chronik ein, auf dem Asperg dichtete er, wie oben bemerkt, gar mancherlei, aber außer den von ihm herausgegebenen und nachher dazu gesügten Gedichten ist alles verloren. Er selbst sagt im Vorbericht zum ersten Bande: „Nie hab' ich ein Gedicht, einen prosaischen Aufsatz oder ein Klavierstück ausdrücklich für den Druck bestimmt. Ich machte sie meist für meine Freunde, Schüler und Schillerinnen, und ließ sie damit als ihrem Eigenthume haften.“ Die Gedichte flogen, sagt Sauer, wie leichte Sommerfäden in den Handschriften von dem Kerker aus und fanden weite Verbreitung. Ein betriebsamer Ulmer Buchhändler stellte sie als „Gedichte aus dem Kerker“ nach schlechten, fehlerhaften Abschriften 1785 zusammen und ließ sie in Zürich drucken. Da bat

Schubart um die Erlaubnis, selbst seine Gedichte sammeln zu dürfen, und erhielt sie. Diese Stuttgarter Ausgabe, die in Scheible's Ausgabe von Schubarts Werken das dritte und vierte Bändchen füllt, enthält nur sehr wenige, aber vollkommen sichere chronologische Angaben. Wir lassen aus mehreren Gründen Schubarts Vorreden zu den zwei Bänden folgen.

Vorbericht zum ersten Band.

Hier ist diejenige Sammlung von Gedichten, die ich theils im Gefängnisse, theils in der Freiheit verfertigte. Erstere weint' ich in der Nacht des Jammers nieder; diese macht' ich meist im Taumel der Welt, im Glutgefühl der Jugend und heiligen Freiheit. Wenn die Ergüsse meiner düstersten Empfindungen im Dunste der Einsamkeit bereits manchen Hörer und Leser gefunden haben, so ist mir dies leicht erklärlich. Die Menschheit ist noch so gut, hat noch so manche unverdorbene Seite — mit dem Entzücken des Himmels sag' ich dies — daß der verschrieenste Bösewicht am Kerkergeklüfte stutzt, aus der die Stimme des Glenden aufschreit. Ich hab's mit Augen gesehen, wie die von Weltlust und wilder Leidenschaft verzerrtesten Physiognomien, wenn sie eben im Begriffe waren, eine laute Sache über irgend eine mißverstandene Wahrheit aufzuschlagen, sich plötzlich in die Falten des Ernsts legten, wenn Gallioten mit ihren Ketten vorüberzogen, oder wenn der gelbe Gefangene durchs Eisengitter blickte. — Einige, und zwar die edelsten Seelen, nähern sich so gerne der leidenden Menschheit, sie sind nicht ekel beim Anblicke der Lumpen, die das Gerippe des Jammers decken, sind stark genug, hinzublicken aufs faule Stroh, wo der Fesselbeladene liegt und mit Schiefer Stunden wie Tage und Monde wie Schattjahre in die Felsenwand gräbt. Denn die gute Seele möchte gerne den Geist des Glenden erquicken und mit Samaritanermilde Balsam in seine Wunden träufeln. Auch solche Menschen — Heil mir! — lernte ich kennen, und ich bin fest überzeugt, daß ich die gute Aufnahme einiger schon von mir bekannten Gedichte mehr diesem angeborenen Mitgefühl mit fremder Noth, als ihrer innern Güte zu verbanke habe.

Doch wär' es stolze Demuth, wenn ich nicht auch glaubte, daß manches Gute, Erbanliche, Natürliche und Schöne in diesen Gedichten enthalten wäre. Ich fühle, was ich schreibe und rede; ich hasse den Schreiber und Schwärmer, dem ewige Lügen aus der Feder und von den Lippen sprudeln, weil er nicht fühlt — oder welches mir eins ist — nicht weiß, was er sagt. Mit dieser Anlage muß' es mir freilich gelingen, manchmal was Gutes zu sagen, zu schreiben, auch die Saiten nicht ohne Wirkung zu schwingen. —

Und doch hab' ich nie ein Gedicht, einen prosaischen Aufsat, oder

ein Klavierstück ausdrücklich für den Druck bestimmt. Ich machte sie meist für meine Freunde, meine Schüler und Schülerinnen, und ließ sie damit als ihrem Eigenthume haften. Daraus entstunben einzelne Abdrücke, und endlich die kürzlich herausgekommene Schweizer Sammlung, die alle mit sinnlosen Druckfehlern verunstaltet seyn mußten, weil man mich nicht dabei zu Rath zog, und oft die abgeseubtesten Handschriften gebrauchte.

Und auch hier hätt' ich noch stille geschwiegen, wenn mir nicht letztere Ausgabe, wovon manche Gedichte nicht einmal die meinigen sind, Verantwortung zugezogen hätte. Ich mußte vom Strohseffel einmal aufstehen, und mir endlich von Seiten meines gnädigsten Gebieters die Erlaubnis zu ersuchen suchen, eine eigene Ausgabe meiner Gedichte und prosaischen Werke zur Rettung meiner Ehre und zum besten meiner Familie besorgen zu dürfen. Ich erhielt diese ersuchte Erlaubnis, und lege hiermit meine Gedichte den Augen des Publikums dar — mit einer Empfindung, der ich keinen Namen zu geben weiß.

Immer hab' ich mein Vaterland herzlich und hieber geliebet, hab' oft für meine lieben Deutschen auf dem Ziegelboden meines ehemaligen engern Kerners gelegen, gebetet und geweint, daß ich mich nicht mehr anschließen durfte an die eble Männersehaar, um mit ihr gemeinschaftlich für die Ehre des Ganzen arbeiten zu können. Und nun tret' ich wieder mit der Begünstigung meines guten Fürsten hervor, und seh' dir wieder, Vaterland, du mir so theures Vaterland! ins Gesicht, schüttle den Staub von meinem Gewande, biete dir die warme Hand und weine die Thräne des Wiedersehens.

Wißtest du, in welcher Lage ich die meisten meiner Lieder sang, wie ich sie oft mehr niederblutete als niederschrieb; und — doch eine Wolke hülle meinen alten Gram in Nacht ein — Genug, ihr meine deutschen Brüder, ihr würdet Gott preisen, der den Einsamen tröstet und ihm Gesang giebt.

Da meine Lobesgesänge von mir in der brausenden Jugend niedergeschrieben wurden, so mußten wohl die frommen Empfindungen, die sanften, himmelahnenden Christengefühle unter einer Lava poetischer Floskeln nicht selten ersticken. Und doch sind diese Lieder nicht ohne Segen geblieben. Man hat einige davon in ansehnliche Liebersammlungen eingerückt, und Männer von Geschmack haben sie ihres Beifalls und ihrer Revision gewürdigt. Ich habe also ihre Verbesserung um so williger übernommen, als es uns noch immer an einem Vorrathe guter, auf gewisse individuelle Umstände gerichteter Sterbelieder fehlt. Wenigstens sollen sie einige Lücken füllen.

Ich könnte schließen, wenn mich nicht bei meinem neuen Auftritte vor dem Publikum die heiligste Pflicht aufforderte, den großen und edlen Menschen, die ich theils kenne, theils nicht kenne, den lautesten, herzlichsten Dank für den thätigen Antheil zuzurufen, den sie an meinem Schicksale genommen haben.

Seelen, die ihr von eurer künftigen Verklärung schon hier so herrliche Spuren tragt — so wie der goldne Morgen vom heitersten Frühlingstage — ich blicke hin nach euch vom Walle meiner Feste, so wie ihr wohnt unter allen vier Winden — und mein heißer inniger Dank zerfließt in den Seufzer:

Du kennst sie ja, die edlen Seelen alle, die dein Ebenbild abstrahlen; o lohne sie Albelohner, Lächler, voll Huld und Gnade! mit jedem Segen, der hier der Wunsch des Weisen, und dort das Verlangen des Christen ist!!

Auf der Feste Asberg im Mai 1785.

Schubart.

Vorbericht zum zweiten Band.

Ich hätte den zweiten Theil meiner Gedichte mit keinem Vorberichte begleiten dürfen, wenn nicht der Hinblick auf eine so große Anzahl Subscribenten mein Herz in dankbare Bewunderung versenkt hätte. Welch eine ansehnliche, all meine Erwartungen weit übertreffende Reihe von großen, erhabnen, würdigen, edlen und bieder Menschen meines Vaterlandes, wovon ich tausende kenne, tausende nicht kenne! Und wie beschämt steh' ich in der Mitte dieser Glanzhaar, will stammeln meinen Dank, und muß verstummen; will bieten die glühende Rechte einem jeden unter ihnen, und siehe da! sie entsinkt mir und schwankt an der Hüfte. Daß ich mich nie an meinem Vaterlande täuschte, das weiß ich. Daß Größe in der Stille, Hoheit in der Demuth, Thatenbrang bei anscheinender Ruhe, Herzlichkeit und Biederkeit und Einfalt dein Signes sei, Teutonia; ein Signes, das bei allem Druck und Zwange der vielföpfigen Herrschaft, der Mode, der kindischen Nachäfferei fremder Sitte, der Gynarchie und des winzigen Geschnades noch allenthalben durchblüht; das sah ich immer und seh's noch. Daß unter keinem Volke der Welt mehr wahre Menschlichkeit, mehr Thatenreligion, Christussinn, Mitleid und Hilfe, oft bei so weniger äußern Kraft anzutreffen sei, als unter dem Volke, zu dem ich gehöre; das wußt' ich, und hab' es an mir selbst in den Zeiten meiner schweren Sichtung erfahren. Wie mich das freut; wie ich so dankbar hinausschaue zu Gott, und die Strafrechte küsse, die den Schild über mein Vaterland hält; wie ich vor Ent-

zünden weine, wenn die Ahnung von Deutschlands fernern und immer wachsenden Herrlichkeit mich durchschauert: das kann ich mit Worten nicht sagen, wenn sie auch

— gleich dem Stroome des
Berges von den Lippen mir brausen.

Mein Verstummen mög' also für den berebtesten Dank gelten. Doch behalt' ich's mir vor in meinem Lebenslaufe (ich setz' ihn mehrentheils in der Absicht auf, um manchen auf der Woge des Lebens zu sorglos segelnden Jüngling vor der Klippe zu warnen, an der ich scheiterte), nicht wenig große und edle Seelen zu nennen, die mir in meiner Drangsal so freundlich die Bruderhand boten. Gott wird es desto lauter thun, am Tage, wo er Herzthaten wägt und lohnt.

Möchten unter meiner Gedichtsammlung wenigstens einige sein, die der Kenner mit Beifall krönt, weil sie es verdienen! Wenn ich so manches Gelegenheitsgedicht in meine Sammlung aufnahm; so weiß ich bies nur mit meiner Lage und mit dem Danke zu entschuldigen, wozu mich genannte Personen verpflichtet haben.

Uebrigens erfuhr ich's so sehr, als es je ein Dichter erfuhr, wie die äußern Umstände so mächtig auf den Geist wirken. Heiterkeit, Laune, freier Scherz und ein gewisses Hellauf schien von Jugend an das Eigene meiner Muse, wie meines Temperaments zu sein und zu bleiben. Ich war so gern auf der Welt; ich fühlte die Wonne des Daseins bis zum ausgelassensten Entzücken, ließ mich von den Menschen so willig drängen und drücken und stoßen; auch weilte die Freude so gerne bei mir; denn ich koste sie, hielt sie freundlich bei der Hand und lächelt' ihr so dankbar unters Auge; auch ließ sie mir immer ein aufstehendes Sträußchen zurück, wenn sie mich verließ; eine solche Lage und Blutmischung hätte dann gewiß meinem Geiste eine andere Richtung und meinen Gedichten einen freieren, frischern, kühnern Ton geben müssen!

Aber der ernste Arm des Schicksals winkt; und wie ganz anders ist nun alles! Von Blumengesilden kehrt sich der Geist ab, und weilt am liebsten auf Gräbern. Denn traun! wer kann lachen, wo er weinen möchte; heiter sein, wo der Gram jede Miene verbüßert, aufjauchzen in hochgefärbten Tönen, wo die Stimm' im klagenden weichen F erstirbt!

Nur die Gebirgshöhe der Freiheit weitet die Seele, und der Knechtschaft Geklüft verengt sie.

Hohenasperg im März 1786.

Schubart.

Im Jahre 1802 gab Schubarts Sohn die Gedichte seines Vaters in Frankfurt heraus. Diese Ausgabe ist eine Auswahl aus Schubarts Gedichten. „Privatverhältnisse,“ (heißt es in der Vorrede) die nicht hieher gehören, „haben die frühere Bekanntmachung dieser seit Jahren fertig liegenden Sammlung verhindert. Der Verfasser selbst war in den letzten Jahren seines Lebens mit einer solchen Redaction beschäftigt; er zeichnete die Stücke an, welche er kassirt und verbesserte andere, die er aufgenommen wissen wollte. Dadurch fiel wenigstens ein Drittel der akademischen Sammlung hinweg, und ungefähr ebenso viele kamen neu hinzu — theils später fertig, theils damals der traurigen Lage des Dichters wegen unterdrückt, so daß die vorliegende Ausgabe von allen früheren wesentlich verschieden ist. Besonders sind die geistlichen Gedichte, ihrer theosophischen Tendenz wegen, auf die Hälfte reducirt; die höheren lyrischen Stücke dagegen, vornehmlich die Volkslieder, meist vollständig zusammengestellt und unter eine eigene Rubrik gebracht worden. Da sich manche weder in der Chronik, noch sonst in den nachgelassenen Papieren des Dichters aufgezeichnet finden, so schrieb ich sie aus dem Gedächtniß nieder.“ Die Ausgabe hat wenig Werth. Unter den geistlichen Liedern des ersten Theils stehen manche, die gar nicht geistlich sind, z. B. „der sterbende Indianer“ und „Frischlin“, „das wunderthätige Kreuzigt“ 2c. Schubarts Sohn theilte nicht die spätere religiöse Richtung seines Vaters und ist in der Auswahl der geistlichen Gedichte nicht glücklich gewesen. Im ganzen enthält dieser Theil 52 religiöse Lieder. Im zweiten Theil stehen die oft so falschen und mit der Chronik sowie mit Schubarts eigenen Angaben streitenden chronologischen Data der Gedichte. Oft sind nicht einmal bei den bekanntesten Gedichten, wie beim „Schneider“, bei der „Kürstengruft“ die Angaben richtig. Ferner sind mehrere sehr gelungene und für Schubarts Kenntniß wichtige Gedichte übergangen, z. B. „An Prinz Ferdinand von Württemberg“, „An Herrn Viebermann von Winterthur“, „Detingers Todtenmal“. Sodann sind die 166 Gedichte, die den zweiten Theil füllen, nicht einmal nach dem Inhalt gehörig geordnet; alles steht bunt durcheinander. Endlich hat sich's Schubarts Sohn begeben lassen, zwei Gedichte in den zweiten Theil aufzunehmen, welche seinen Vater gar nicht zum Verfasser haben und durch seine Schuld auch in die nachherigen Ausgaben eingebracht sind. Es sind dies die Gedichte: Solbatenabschied, der in der deutschen Chronik 1776, 25. November, deutlich als Probe aus Maler Müllers Balladen angeführt ist, aber noch in der Frankfurter Ausgabe von 1829 den zwei echten Kapliedern auf dem Fuße nachfolgt; sodann das Fischerlied, das noch Sauer in der neuesten Zeit in seine Auswahl von Schubarts Gedichten (Kürschners deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe,

81. Band, Stürmer und Dränger III, S. 351) mit Verweisung auf die Frankfurter Ausgabe von 1802, II, 344 ff. und der unrichtigen Klammer „(1785)“ aufgenommen hat. Strauß II, 454, meint, das Gedicht sei ungeachtet seines schlüpfrigen Schlusses schwerlich zu schelten. Er kannte es wahrscheinlich nicht aus der Ausgabe von 1802; sonst hätte er an dem Ausdruck „Stadtmensch“ in der dritten Strophe Anstoß nehmen müssen. Schubart braucht sehr oft „Kerl“, aber nie von einem weiblichen Wesen „das Mensch“. Der schlüpfrige Schluß Johann widerspricht der vierten Strophe. Die Angaben der beiden Strophen darüber, wie weit das Verhältnis des Fischers zu Hannchen gebiethen ist, stimmen nicht überein. Nach Hoffmann von Fallersleben's „Unsere volksthümlichen Lieder. 2. Aufl., Leipzig 1859“ S. 37, ist das Lied von Johann Bürkli, geboren 26. Oktober 1745 zu Zürich, gestorben zu Bern, 2. September 1804, und erschien zuerst im Östt. Musenaln. 1781, S. 154—156, später in Bürkli's Ausserlesenen Gedichten (Bern 1800) S. 285—287.

Außerdem ist noch eine Frankfurter Ausgabe zu erwähnen, die von Professor Dr. W. E. Weber veranstaltete, die im dritten Bändchen zum Schluß eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des Dichters giebt. Auch diese 1825 entstandene Sammlung läßt viel zu wünschen übrig. Das erste Bändchen enthält die geistlichen Gedichte besser gesondert als in den früheren Ausgaben, namentlich sofern das dritte Buch dieser Abtheilung „Tobesgesänge“ und andere spätere Lieder über die letzten Dinge in sich faßt. Die zwei folgenden Bände geben 194 Gedichte in bunter Ordnung; die Lieder im Volkstone stehen im dritten Bande, leider auch der Soldatenabschied und das Fischerlied; mehrere Gedichte, die in der Ausgabe von 1802 fehlen, finden sich hier, wie man schon aus der Vergleichung der Zahl der Gedichte in beiden Ausgaben ersieht; leider sind auch die Angaben über die Zeit, wo viele der Gedichte entstanden, aus der Ausgabe Ludwig Schubarts in die von Weber veranstaltete Ausgabe übergegangen. Eine neue Auflage erschien 1829. — In Scheible's Buchhandlung erschienen von 1839—1840 Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale in acht Bändchen. Das dritte und vierte Bändchen enthalten „C. F. D. Schubarts sämtliche Gedichte“. Unter diesen sämtlichen Gedichten fehlen mehrere der bekanntesten, wie das Kaplied. Man konnte erwarten, daß eine im Jahre 1839 veranstaltete Sammlung von Schubarts Gedichten mehr gebe, als die Ausgabe vom Hohenasperg 1785 und 1786. Ein bißchen Kritik hätte ferner den Herausgeber oder Sammler veranlassen sollen, die in der Chronik enthaltenen Gedichte dem dritten und vierten Bändchen der Sammlung einzuverleiben.

Die neueste mir bekannte Sammlung (oder Auswahl) ist die von Sauer. Der Text der aufgenommenen Gedichte ist im Unterschied von dem durch abenteuerliche Druckfehler entstellten Text der Frankfurter Ausgaben echt und rein; das Fischerlied ist zwar aufgenommen, aber doch wenigstens der Soldatenabschied ausgeschlossen. Die Auswahl jedoch und die Anordnung kann ich nicht loben. Es fehlen z. B. außer dem Lied „An Fr.“ alle die Liebeslieder, bei denen Schubart selbst persönlich theilhaftig war, wie die Gedichte an Regina, Lubovita, Amalia, Lotte. Es sind fobann zu wenige politische Lieder aufgenommen, deren die Chronik eine so große Anzahl enthält. Die aufgenommenen poetischen und prosaischen Stücke sind endlich gar nicht, noch viel weniger, als in den Frankfurter Ausgaben von 1825 und 1829 geordnet. Geistliches und Weltliches, Politisches und Familiäres, Erhabenes und Niedriges sind in bunter Ordnung durcheinander geworfen. Weil Ludwig Schubarts chronologische Daten meist irrig oder willkürlich sind, glaubte der Herausgeber eine chronologische Anordnung nicht wagen zu dürfen. —

Vorliegende Sammlung ist die erste, kritisch berichtigte, chronologisch und inhaltlich zugleich geordnete Ausgabe von Schubarts Gedichten. Von den 110 geistlichen Liedern der Weberschen Ausgaben im ersten Band sind gegen 60 gestrichen, hingegen aus dem zweiten und dritten Band mehrere dazu gefügt worden, so daß jetzt Geistliches und Weltliches scharf geschieden sind.

Schubart war ferner bis jetzt nur als patriotischer, nicht als politischer Dichter bekannt. Eine schöne Anzahl von politischen und zeitgeschichtlichen Gedichten zeigt ihn jetzt dem Publikum von dieser bisher wenig gewürdigten Seite.

Im ganzen bringt unsre Sammlung 92 Gedichte und Gedichtchen, die in den bisherigen Ausgaben fehlen. Von diesen 92 Gedichten enthält zwar die Scheible'sche Ausgabe 18 in ihren Auszügen aus den Jahrgängen der deutschen Chronik; aber in unsrer Ausgabe braucht man diese achtzehn nicht mühsam zusammenzufuchen; sie stehen an ihrer Stelle. Die Inhaltsangabe zeigt, daß jetzt erst die Chronik vollständig zum Zweck einer Sammlung von Schubarts Gedichten ausgebeutet worden ist; die Benützung der Chronik zu dem genannten Zweck geschah bisher ebenso principlos, als mangelhaft.

Das Zeichen * besagt, daß das betreffende Gedicht in den bisherigen Sammlungen fehlt; die Klammer bei den Jahreszahlen weist auf das Zweifelhafte dieser von Ludwig Schubart herrührenden Angaben hin; offenbar falsche Zeitangaben wurden ohne weiteres gestrichen oder durch die richtigen ersetzt.

Eine eingehende Kritik und Charakteristik von Schubarts Dichtungen bleibt einem andern Orte vorbehalten. Der vielseitige Mann zeigt sich auch hier in seiner ganzen Vielseitigkeit. Wer Sinn für Poesie hat, wird hier reiche Weide finden; für poesiefle Menschen hat Schubart nicht gelebt, nicht gewirkt und nicht gebichtet.

Gustav Hauff.